

Alles unter Kontrolle?

»Kriminalität und Soziale Kontrolle als Herausforderung« hieß das Motto des diesjährigen Treffens der amerikanischen Gesellschaft für Kriminologie, das im November in Miami stattfand. Ergebnisse und Eindrücke – und Beobachtungen am Rande des Kongresses.

Joachim Kersten

Die momentane Auseinandersetzung um Kriminalitätskontrolle ist eine Herausforderung für Wissenschaft und Politik in Amerika und auch bei uns. Es weitet sich dabei wahrnehmbar, hier wie dort, die Kluft zwischen Wissenschaft und Wirklichkeit. Wie reagiert die Zunft im Mutterland der Kriminologie und des Verbrechens auf die Krise? Dieses Jahr fand das Mammuttreffen in Miami/Florida statt. Dort konnte jüngst eine Rockband mit dem Namen »Dead German Tourist« kurzfristig Kapital aus den Negativschlagzeilen über Morde an deutschen Besuchern schlagen. Die Hotels in Miami Beach beklagen sich dagegen bitter über einen massiven Rückgang der Besucherzahlen aus Deutschland nach diesen Morden. Ein deutsches Pärchen aus Berlin, über einen »last minute trip« nach Miami Beach geraten, hatte sich nicht abschrecken lassen. »Es ist alles sauber hier«, berichteten sie übereinstimmend, auf der Terasse ihres Hotels sitzend, »man muß ja nicht dahin fahren, wo die Neger sind.« Beobachtungen im engeren und weiteren Umfeld des ASC Kongresses sollen die Realität, wenn man so will, als »Rahmenprogramm« des Kriminologentreffens schlaglichtartig beleuchten.

Im Hotel und draußen vor der Tür

Während im klimatisierten Tagungshotel in Downtown Miami ein geordnetes Programm abläuft, das wie jedes Jahr dem Beschreiben und Verstehen alter und neuer

Probleme der Kriminalität und ihrer Kontrolle gewidmet ist, versuchen auf den Straßen hinter dem Hotel Farbige, meist mittelalte Männer mit großen Styroporbechern von Fußgängern Geld zu erbetteln. Auf dem Weg zu den weiter entfernten Parkplätzen sollte man abends gut mit Wechselgeld bestückt sein. Man kann einer – wie Goffman es nannte – »sad story« zuhören, oder gleich einen Dollarschein in den Kaffeebecher werfen. Auch Autofahrer an roten Ampeln oder im Stau vor der Ziehbrücke nach Miami Beach werden um Almosen gebeten. Die Bettelnden sind vorsichtig. An der Autobahn nach Miami Beach verstecken sie sich hinter der Böschung, wenn der Verkehr ungehindert rollt. Sie möchten wohl nicht erwischt werden. Überall in der Innenstadt von Miami, einem Billigwaren shopping Paradies ohne jeden Wohnbereich, sieht man Arme, Obdachlose, Verwirrte. Vielleicht wird auch deshalb den Kongreßteilnehmern geraten, abends Taxis selbst für den Besuch nahegelegener Restaurants zu benutzen. Die VertreterInnen der Kriminologie müssen sich inzwischen vor denjenigen schützen, die sie einst studierten, um ihre

Lage, ihre sozialen Aussichten irgendwann einmal zu verbessern.

Der Rechtsruck bei den Kongreßwahlen

Am Tage vor dem Beginn der ASC Meetings finden die Wahlen zum amerikanischen Kongreß statt. Die Republikaner gewinnen die Wahl durch erdrutschartige Verschiebungen in der Wählergunst. Clintons widersprüchliches Konzept zur Bekämpfung der Kriminalität schützt die Demokraten nicht vor Stimmenverlusten auf breiter Basis, vorwiegend bei männlichen Angehörigen der weißen Mittelschicht. Diese »Angry White Men« (USA TODAY 11.11.94, S. 1) haben kein politisches Programm im eigentlichen Sinne. Dieser Teil der amerikanischen Bevölkerung wird von einer destruktiven Stimmung getragen. Dies hat mehr als alles andere sein Wahlverhalten beeinflusst: Man ist gegen den Ausbau oder gar die Fortführung von Sozialprogrammen für Minderheiten und benachteiligte Bevölkerungsgruppen, gegen eine weitere Forcierung der Gleichstellung von Frauen, gegen lasche Einstellungen gegenüber Straffälligen, gegen Präventionsprogramme. Man ist für mehr Mi-

matisch lebenslängliche Gefängnisaufenthalte nach sich ziehen soll. Die »anständigen« Amerikaner fühlen sich ausgenutzt, betrogen und bedroht. Sie wählen auch solche republikanischen Politiker, die der Bestechung, der Kinderpornografie, der sexuellen Nötigung etc. beschuldigt werden und entsprechende Verfahren anhängig haben. Der Widerspruch fällt nicht mehr auf, es regiert Irrationalität, eine sozialpolitische Abrißephorie. Amerika steuert auf eine Rambo Kriminalpolitik zu, noch weit rechts vom Law and Order Kompromiß (härtere Reaktion auf Straftaten und Reduzierung der Verfügbarkeit von Schußwaffen) der Clinton Administration.

Vergeltungsbedürfnisse können zum politischen Programm werden, ganz im Interesse der Gun Lobby und vieler anderer Organisationen auf dem äußerst rechten und rassistischen Spektrum.

Mütter morden

In der Woche unmittelbar vor dem ASC Meeting spielt sich ein Real Life Kriminalitätsdrama ab, das wie beim Fall des Sport- und Medienstars O.J. Simpson von der Nation auf dem Fernseher verfolgt wird. Zunächst geht es wie bei



litär, härtere Strafen, Gefängnisneubauten und für die häufigere und zügigere Anwendung von Todesstrafe. Kriminalität soll dadurch bekämpft werden, daß eine Häufung von mehr als zwei Verurteilungen wegen Verbrechen auto-

Simpson, um ein Verbrechen, das von einem Afroamerikaner begangen worden sein soll. In einer Kleinstadt in South Carolina soll ein Schwarzer zwei kleine Kinder gekidnappt haben. Eine bundesweite Fahndung läuft an. Über die

Medien ruft die Mutter den Täter auf, ihre Kinder zurückzugeben. Die Kleinstadt hofft und betet für die Rückkehr der beiden Kleinen und mit ihr, über die Berichterstattung aller Stationen, die ganze Nation. Schwarze, wohl die »usual suspects« wie es in »Casablanca« in anderem Kontext hieß, werden festgenommen, überprüft und verhört. D. Wickham verweist in diesem Zusammenhang auf den finsternen Sketch eines afroamerikanischen Kabarettisten (USA TODAY 7.11.94, S. 13A). Darin wird eine »Blame-A-Nigger« Telefonnummer vorgestellt. Über sie kann man bei Problemen aller Art bis hin zum begangenen Mord einen Afroamerikaner ordern, dem man die Schuld geben kann. Es stellt sich nämlich heraus, daß das Auto mit den beiden Kleinen in den Kindersitzen angeschnallt, vermutlich von der Mutter in einen See gefahren worden war. Der schwarze Kinderräuber war jedenfalls eine Erfindung. Tausende von Kindern verschwinden jedes Jahr, ohne daß dies großartige Aufmerksamkeit erlangt, bemerkt Wickham, ist aber der Täter schwarz und das Opfer weiß, so gehen die Wellen der Erregung und die ratings hoch. Die Nachricht von der geständigen Täterin, einer Frau, die man während der Woche als weinende, flehende Mutter liebgewonnen hatte, trifft Amerika wie eine Art Pearl Harbour auf der Moral- und Familienebene. Es ist nicht der erste Fall, in dem der Blick der Amerikaner über die Medien zunächst auf ein konsensfähiges Feindbild, den fremden Täter, gelenkt wurde. Diesmal fühlt sich die TV-Gemeinde aber mehrfach betrogen: Von der Mutter, von den Medien und von einer gemeinen Wirklichkeit. Die Mär vom bösen schwarzen Mann, der Kinder raubt, war der Fernsehgemeinde so viel lieber als die Wirklichkeit der Familienkatastrophen, in der in den U.S.A. sechs von zehn ermordeten Kindern unter zwölf Jahren durch Elternhand sterben, in der Mütter alleingelassen und überfordert sind.

Der Mittelstand der U.S.A. praktiziert seinen Glauben an Gott, die Familie und die amerikanischen Werte vorwiegend als

Pseudo-Gemeinschaft der Fernsehenden. Praktiziert wird Teilnahme, Mitleid und Erregung aus der Distanz, zu- und abschaltbar über die Fernbedienung. Was der gemeinsamen Entrüstung und Emotionalisierung dient, der Bestätigung gemeinsamer Feindbilder, wird so zugleich unterhaltsam und quasi-religiös, und es läßt die Einschaltquoten nach oben schnellen.

Nach der Aufklärung des Falls kippt die Stimmung, direkt vor den Wahlen zum Kongreß, aber nicht das Vergeltungsbedürfnis. Mordende Eltern, speziell aber Mütter als Täter und Mittäter werden vorgeführt. Die Fernsehkanäle, im Wettstreit um die ratings, machen mordende Mütter zum Thema Nummer Eins. In einer Nachmittags-Show erscheint als Gast eine Frau, die wegen Kindstötung eine Haftstrafe abgesessen hat. Der »heiße Stuhl« dieser TV-shows wird zum Ersatz für den elektrischen. Die Gastgeber der meistgesehenen Talk shows ziehen nach Union, South Carolina, wo die Menschen Abschied von den ertrunkenen Kindern nehmen müssen. Befragt werden Verwandte, Nachbarn und Leute aus der Bevölkerung. In den Nachrichten geht es in diesen Tagen um Frauen, die töten, z.B. eine Babysitterin, die ein Kind umgebracht haben soll. Einer Mutter wird vorgeworfen, ihr Baby, das an einer tödlichen Krankheit litt, vergiftet zu haben, bei einer anderen geht es um den Vorwurf der Beihilfe zum Kindesmord. Gezeigt wird auch eine junge Frau, fast ein Mädchen, die vom eigenen Vater vier Kinder hat. Sie wird vor Gericht geladen, weil ihnen eines davon fast verhungert ist. Die Bilder von der Gerichtsszene, von der Frau, dem Haus, in dem sie geboren wurde und aufwuchs, und in dem sie ihre Kinder bekam, erscheinen auf Millionen Bildschirmen.

Die hoch gehandelten Bilder über Verbrechen und Tätergestalten in den U.S.A. wendeten sich im Herbst 1994 den Frauen zu. Als Freda Adler, nominierte Präsidentin der American Society of Criminology vor knapp zwanzig Jahren steigende Frauenkriminalität als Folge der Emanzipation voraussagte, hatte sie sicher nicht

an die Wiederauflage von Bildern aus Hexenprozessen gedacht.

Zwei Themen des Kongresses

Während des Kongresses besuchte ich sessions sowohl zu meinem Forschungsthema (»Männlichkeiten und Kriminalitäten«) als auch zu Themen der Polizeiforschung. Über das erste Thema wird viel und begeistert gesprochen (Frances Heidensohn nannte es die größte theoretische Herausforderung der modernen Kriminologie). Was an empirischer Forschung vorgelegt wird, ist noch ziemlich überschaubar. Der rituelle Verweis auf »gender« ist wohl eine Form der political correctness. Die Sichtweise ist fast immer differentiell (Unterschiede werden prozentual benannt, und das war's), essentialistisch (Männer sind einfach schlimme Kerle; Unterschicht ist Machismo ist Kriminalität und umgekehrt) oder dem Geschlechtsrollenparadigma verpflichtet, das in die Irre führt. Wesentliche neue Erkenntnisse über die Ursachenkonstellationen für die männliche Überrepräsentierung sowohl in der Kriminalität als auch in ihrer Kontrolle durch die Kriminaljustiz konnte man nur in wenigen Vorträgen erkennen. Dazu gehörten ein Vortrag von Sandra Walklate (Keele University) über »Risk and Criminal Victimization« und der von Tony Jefferson (Sheffield University), der über die subjektiven Aspekte von Männlichkeit im Kontext von Kriminalität arbeitet. Zum Thema Polizeiforschung/-kultur möchte ich aus dem reichhaltigen Angebot eine vergleichende Studie erwähnen. Nishimura, Kokushikan Universität, Tomita, Tokima Universität auf der japanischen und Murphy/Griffiths/Verma, alle Simon Fraser University, haben einen Vergleich kanadischer, japanischer und indischer Polizeikultur durchgeführt. Die Studie, deren vorläufige Ergebnisse unmittelbar vor dem Treffen zusammengestellt wurden, zeigte einige der typischen Schwächen der kulturübergreifenden survey Forschung. Bayley,

Autor der berühmten vergleichenden Polizeistudie »Forces of Order«, wies in einem kritischen Beitrag darauf hin, daß viele der Unterschiede zunächst einfach nur unsinnig seien. Nur über eine ausführliche Darstellung des jeweiligen kulturellen Hintergrunds ergäbe sich der Sinn der jeweiligen Ergebnisse. So zeigten zum Beispiel japanische Polizisten wenig Begeisterung für »community policing«. Wie Bayley bemerkte, liegt dies daran, daß sie aufgrund der japanischen Polizeistruktur im Prinzip andauernd diese Art von polizeilicher Tätigkeit ausführen. Nordamerikanische Polizisten begeistern sich dafür, weil »community policing« als ein neues konsensfähiges Programm der Polizeireform und Kriminalitätsprävention angesehen wird. Was in Kanada und in den U.S.A. erst in Ansätzen entwickelt wird, ist für japanische Polizisten Alltagsgeschäft. Bemerkenswert erschien auch die Feststellung, daß gender »keine Rolle spiele«, weil es kaum Frauen in den befragten Populationen gegeben habe. Angesichts der Forschung über die Männlichkeitskultur bei der Polizei ist diese Logik sicherlich fragwürdig.

Wenn diese Forschung auch noch viele Hürden zu überwinden hat, so ergeben sich aus ihr doch zumindest spannende Diskussionen und schlagkräftige Hinweise auf die Folgen der bornierten Zahlengläubigkeit in der Kriminologie sowie auf die Notwendigkeit eines beschreibend-verstehenden Vorgehens in der kulturvergleichenden Forschung.

Joachim Kersten lehrt Soziologie an der Fachhochschule Villingen-Schwenningen, Hochschule für Polizei und ist NK-Redaktionsmitglied